

Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]

Autor(en): **Lendorff, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 42

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

4. Fortsetzung

Nachdruck verboten

Irgend etwas an ihrem Tone musste die Tafelrunde bezwingen haben. Die gespannte Stimmung wich. Auf einmal sprachen alle durcheinander, und Clelia beteiligte sich eifrig, unbekümmert um Adel und alles andere. Nach dem Essen, als sie durch den Gang ging, redete Herr Sauer sie nochmals an, was bis dahin noch niemals vorgekommen war.

„Alle Achtung“, sagte er anerkennend. „Das haben Sie gut gemacht, wirklich gut. Vielleicht ein bisschen zu dick aufgetragen, aber das schadet eigentlich kaum in dieser Gesellschaft.“ Er nickte aufmunternd. „Denn“, setzte er hinzu, „die warteten heute doch alle auf Ihr Erröten!“

Etwas später ging die Baronin Giebichenstein durch den Korridor. Clelia stellte gerade ihre Schuhe vor die Türe. Ein neuer Anflug von Keckheit überkam sie, und sie ging auf die Baronin zu.

„Ich weiss nicht, vielleicht verachten Sie mich nun“, sagte sie leise und schlug die Augen treuherzig auf.

Die Baronin lächelte. „Wieso denn?“ erwiderte sie.

„Es war nämlich ganz fürchterlich“, gestand Clelia. „Ich hatte ja keine Ahnung von den Plakaten, bevor ich davor stand. Und Fräulein Elfriede... Sie wollte immer, dass ich von Schweizer Patriziern abstamme... Glauben Sie, dass ich nun umziehen muss?“

„Aber liebes Kind“, die Stimme der Baronin bekam einen mütterlichen Klang. „Darf ich eintreten?“

Sie schob Clelia zur Seite, trat vor ihr in das Zimmer und zog die Türe hinter sich zu.

„Wir wissen doch alle“, sagte sie gedämpft, „dass die gute Glück eine Adelsfimmel hat. Man muss ihr das nachsehen. Die unmöglichsten Menschen florieren in dieser Pension, wenn sie sich ‚von‘ schreiben, während andere... Beruhigen Sie sich, ich werde ihr schon eine kleine Moralpauke halten. Und wegen der Plakate... Ich glaube, manche von uns wären heute sehr froh, wenn sie eine gutgehende Fabrik besässen statt eines Schlosses...“

Sie lächelte wie ein guter Geist, wünschte Clelia gute Nacht und verliess den Raum.

Sie war kaum gegangen, als es an die Türe klopfte. Clelia öffnete verwundert. Alexander erschien in der Türspalte.

„Ich muss nur sagen: Sie werden sicherlich bald im Hause Commenios eingeführt“, flüsterte er ihr zu. „Frau von Wolterhagen hat bei mir angefragt, ob Sie reich sind, Ich habe... kurz, ich machte Sie interessant. Nun wundere ich, ob... Passen Sie auf!“

Er kniff die Augen zusammen, grinste und verschwand wieder, wie er gekommen war.

Viertes Kapitel

Clelia hat ein Rendez-vous

„Ja, siehst du“, sagte Clelia zu Peterchen, als sie mit ihm nach Dr. Schneewinds zweiter Kollegstunde bei Kaffee, Schlagsahne und Kuchen in einer Konditorei sass, „siehst du, bei diesem Manne möchte ich gerne arbeiten. Ich weiss nur nicht... Er hat Uebungen angesagt, aber man muss

sich persönlich bei ihm vorstellen. Samstag von drei bis vier Uhr hat er Sprechstunde. Ich bin im ersten Semester... Glaubst du, dass ich mich trotzdem anmelden kann?“

„Sicher“, antwortete Peterchen und rührte in seiner Tasse, während er Clelia bewundernd ansah. „Sicher.“

„Weisst du“, ihr Gesicht verdüsterte sich, „es ist bloss eines: wenn ich wüsste, dass er die Plakate übersehen hat. Clelia Conradi... Ich muss doch meinen Namen nennen... Er kommt mir jetzt so lächerlich vor!“

„Jedes Plakat, das ich sah, war mir wie ein Gruss von dir!“ sagte Peterchen.

Clelia schüttelte unwillig den Kopf. „Peterchen, sei nicht so abscheulich sentimental.“ Sie sah ihn strafend an. „In der Schweiz sind wir nicht so. Das ist...“, sie suchte nach einem Ausdruck, „...sehr unsympathisch.“

Peterchen wurde dunkelrot.

„Ja“, sagte Clelia, und blickte ihm voll in die Augen. „Das soll nicht etwa heissen, dass ich deine Freundschaft nicht schätze, aber... in der Schweiz sind wir eben... grässlich unsentimental, weisst du, wir machen uns keine schönen Komplimente, wir sind nur einfach...“ Sie stockte.

„Wir sind nur einfach treu“, fügte sie dann hastig hinzu. Und dann lächelte sie ihn an, nicht wie eine Frau einen Mann anlächelt, den sie gewinnen will, sondern wie ein Kind einen Kameraden.

Peterchen wurde ein wenig seltsam zumute. Er hatte das Gefühl, sich bei Mädchen nie ganz auszukennen, und war immer bereit, zu vermuten, dass er sich blamiert hätte. Aber Clelias Freimut entwaffnete ihn. Es war unmöglich, ihr etwas nachzutragen, besonders da er... nun ja... wahrscheinlich war er wirklich ein wenig verliebt in sie, und wahrscheinlich war er wirklich ein bisschen zu keck gewesen. Es war wohl ihr gutes Recht, wenn sie ihn abkanzelte.

„Hör einmal Peterchen“, fing Clelia wieder an und war mit ihren Gedanken bereits ganz wo anders. „Du bist ja auch adelig, nicht wahr... Wie redet man eigentlich eine Baronin an?“

„Mit Baronin“, antwortete er etwas verblüfft.

„Und einen Baron?“ fragte Sie weiter.

„Ebenso. Nur Angestellte und Leute, die nicht gesellschaftsfähig sind, sagen: Herr Baron.“

„Und was ist ebenbürtig?“ sagte Clelia mit einem tiefen Seufzer.

Seine Augen weiteten sich vor Verwunderung, während er sich beeilte, ihr zu antworten: „Wenn man von so hohem Adel ist, dass man in ein fürstliches Haus heiraten kann.“

„Und was ist Palma Kunkel?“ forschte Clelia weiter. Peterchen sah sie fragend an.

„Weisst du, die beiden Gräfinnen Sesenheim in meiner Pension sind ebenbürtig. Sie kommen nie zum Essen, und man sieht sie nie im Korridor... und von ihnen sagte Frau von Wolterhagen vor einigen Tagen: ‚Die Gräfinnen sind Palma Kunkel.‘ Und nun weiss ich absolut nicht, was das ist, und... und... Ich war doch nie in meinem Leben mit ‚Adel‘ zusammen... ausser damals... in den Ferien mit dir!“

Sie seufzte schwer, und ihre Stirne legte sich in Falten. Und ausgerechnet ich mit meinen Clelia-Plakaten muss in dieser adeligen Pension wohnen!“

„Gott! Clelia, Adel...“, Peterchen zuckte die Schultern. „Glaube mir, wenn der Adel nicht verarmt wäre, so sässe er nicht in der Pension Glöckl. Du verstehst: diese Gräfinnen Sesenheim — ein sehr gutes Geschlecht, die Sesenheims. Im Grunde ist es ja ein Jammer; wenn der ganze Adel nicht seit dem Kriege und der Inflation zugrunde gerichtet wäre, würdest du in der Pension Glöckl keinen einzigen Grafen oder Baron finden, ausser eben — wenn es ein verlumpfter wäre. Jetzt freilich sind mehr verlumpfte als andere zu finden — leider!“ Er dachte nach. Clelia, nimm dich in acht, ich fürchte, dass es genug deutsche Barone und Grafen gibt, die sehr gerne einen schweizerischen Clelia-Strumpf heiraten würden, wenn es ihnen gelänge, ihn zu bekommen.“

Sie riss die Augen weit auf. „Jawohl, Clelia, so eine reiche Schweizerin mit einem goldenen Strumpf im wahren Sinne des Wortes...“

„Bitte, Peterchen, red nicht solchen Unsinn!“

„Auf Ehrenwort, Clelia.“ Er war sehr ernst geworden. Sie sah nach der andern Seite, und ihre Miene wurde abweisend, dass er schwieg.

Während einigen Minuten war es ganz still zwischen ihnen, dann hub Peterchen leise wieder zu sprechen an.

„Ich wohne hier bei einer Freundin einer verstorbenen Tante. Ute von Himmlisch heisst sie. Wenn du dich für Adel interessierst, müsstest du einmal kommen und sie dir ansehen. Sie wird dich aber bekehren wollen. Sie gehört nämlich einer Sekte an — Theosophie oder Spiritismus oder so etwas. Uebrigens fällt mir gerade ein... ich glaube wahrhaftig, dein Doktor Schneewind hat einmal bei ihr gewohnt.“

Clelia drehte sich um, ihr Gesicht verriet grösstes Interesse.

„Jedenfalls kann ich sie darüber befragen“, sagte Peterchen eilig, weil er plötzlich befürchtete, sie könnte sich wiederum abwenden. „Ich glaube auch, dass die Kisten in meinem Vorzimmer, über die ich immer in der Dunkelheit fast falle, wenn ich das Licht andrehen will, ihm gehören. Ich verstehe nur eigentlich nicht recht, wieso.“

„Ja, du kannst ja mal fragen“, entgegnete Clelia und wurde wieder kühl. Dann jedoch kam ihr in den Sinn, dass sie Peterchen von Alexander hatte erzählen wollen, weil sie es als eine Art Pflicht ansah, Menschen miteinander bekannt zu machen und Alexander in München ja beinahe niemand kannte. Sie hub also an, Alexander zu beschreiben, und wurde wieder sehr lebhaft und mittheilsam.

„Und heute, als ich weggehen wollte, kam er gerade nach Hause“, schloss sie ihren Bericht, „und rief mir zu: Ich schatte, Clelia, ich schatte wirklich...“ Er will damit sagen, dass er wie ein Dedektiv einen Menschen beobachtet. Sein Deutsch ist noch etwas mangelhaft.“

Peterchen hörte eifrig zu, und als sie dann vorschlug, mit ihr und Alexander einen gemeinsamen Ausflug zu machen oder auch nur einen Sonntagsspaziergang, stimmte er eifrig zu.

„Nur... ich denke, er wird nachmittags und abends ins Kino gehen“, fügte sie nachdenklich hinzu. „Und es hat wirklich keinen Zweck, dabei zu sein, wenn er schattet.“

Fünftes Kapitel

Clelia macht eine Entdeckung

Dr. Arthur Schneewind, Privatdozent für indische Kunst, wohnte in einem banalen Mietshaus, das in jener seltsamen Zeit erbaut worden war, in der man sich für gotische Architektur begeisterte. Die Türmchen, Erker und Zierate aber hatten dem sogenannten Zahn der Zeit

nicht zu widerstehen vermocht, obwohl sie erst so viele Jahrzehnte alt waren wie die echt gotischen Bauwerke Jahrhunderte, und so machte das ganze bereits einen ziemlich kläglichen Eindruck. Mit Ruinenromantik hatte das nicht viel zu tun, und es konnte auch gar kein romantischer Gedanke in den Vorübergehenden aufkommen, sondern der aufmerksame Beobachter wurde lediglich an Krieg und Inflation und die darauffolgende Verarmung vieler Familien erinnert.

So weit aber dachte Clelia nicht, als sie nach längerem Suchen endlich die richtige Hausnummer gefunden hatte. Ihr schwebten vielmehr Bruchstücke, Sätze, Worte aus Dr. Schneewinds Vorlesungen vor, und das ganze seltsame Gebäude erschien ihr plötzlich als der Inbegriff der Maja, jenes Gaukelspiels, das allein für den eingeweichten indischen Denker noch die sichtbare Erde darstellte. Sie klammerte sich krampfhaft an diesen Gedanken, er stützte Sie und half ihr, alle Schüchternheit zu überwinden; alles war Maja, die bunten Plakate mit den Clelia-Strümpfen und Alexanders Eifer, mit dem er jenen von ihm entdeckten Rauschgifthandel verfolgte, der ja höchstwahrscheinlich nur in seiner Phantasie bestand, und schliesslich auch die Universität und die Vorlesungen und Dr. Schneewind und sie, Clelia Conradi selbst... Alles war Maja, der ziemlich schmutzige Korridor, durch den sie gehen musste, um zu der halbdunklen Treppe zu gelangen, und die steile Treppe mit den ungepflegten Stufen, und die Glastür, an der neben dem Namensschild des Mieters eine Visitenkarte von Dr. Schneewind mit Reinsägeln befestigt war.

Sie klingelte. Ein Mädchen in weissem Häubchen mit schlampiger Frisur und aufgesteckter Schürze, das sichtlich gerade mit Bodenscheuern beschäftigt gewesen war, öffnete ihr. Sie stammelte etwas von Dr. Schneewind und seiner Sprechstunde. Das Mädchen musterte sie unvorsich und ging dann rückwärts einige Schritte in die Tiefe des Hausflurs.

„Ja, er muss da sein“, sagte es. „Wenigstens sind sein Hut und sein Mantel da.“

Clelia versicherte nochmals, dass er Sprechstunde habe, und dass sie wegen seiner Uebungen komme. Das Mädchen hörte nur mit halbem Ohr hin und klopfte mit harten Knöcheln an eine der vielen schmalen Türen, die auf die Flur mündeten. Eine Stimme — Clelia zitterte —, Dr. Schneewinds wohl lautende, tiefe, sanfte Stimme rief „Herin“. Das Mädchen trat ein, Clelia vernahm nur ein undeutliches Gemurmeln, dann klang es, als ob jemand eilig nach einer andern Seite das Zimmer verliesse, und das Mädchen winkte ihr einzutreten.

Clelia stand mitten in einem grossen, düsteren und kühlen Gelas — Zimmer konnte man es wirklich nicht nennen, denn der phantasievollere Erbauer hatte hier von einem gotischen Gewölbe geträumt und die schmalen, ungleich hohen Fenster mit Butzenscheiben und farbigen Ritterfiguren verziert, so dass nur gedämpftes Tageslicht hereindrang.

Rings an den Wänden standen Bücherschränke, von unten bis oben mit Büchern, Broschüren, Pappkästen angefüllt. Neben dem Fenster war ein grosser Schreibtisch, auf dem ebenfalls Bücher standen. Mitten dazwischen lag ein grosser, rotbackiger Apfel. Gerade dahinter sass ein vergoldeter Buddha mit untergeschlagenen Beinen in meditierender Haltung und lächelte mit gesenkten Lidern weise und geheimnisvoll.

In einer Ecke luden zwei hochlehnlige Stühle neben einem runden Tisch zum Sitzen ein. Sie gehörten augenscheinlich derselben Zeit an wie das Haus selber, denn ihre Lehnen waren mit gotischen Motiven — Spitzbogen, Fischblasen, Fialen und Wimpergen — verziert. Auch der achteckige Fuss des Tisches war mit Krabben und Fialen beladen.

(Fortsetzung folgt)